

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	4 (1909-1910)
Heft:	15
Artikel:	Zu Paul Heyses, des Erzählers, 80. Geburtstag
Autor:	Markus, S.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-748146

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rausche mir,
Göttlicher Baum,
Allnächtlich vor meinem Fenster!
Heilige mich
Mit dem silbernen Schall
Deiner mondbeschienenen Blätter
Wie du einst Platons Schüler
Geheiligt hast! —

Karl Emil Hoffmann.



Zu Paul Heyse, des Erzählers, 80. Geburtstag.

(15. März 1910.)

Von Dr. S. Markus.



m dritten Kapitel seiner „Jugenderinnerungen“ erzählt Heyse, wie er auf seiner ersten Schweizer Reise, am 6. September 1849 abends, von langer Wanderung erschöpft, in Meiringen anlangte und, der Ruhe bedürftig, sogleich sein Hotel aufsuchte. „Wie ich aber die enge Treppe im Hotel du Sauvage hinaufklettre zu meinem Zimmer im obersten Stock, steht da ein Mädchen am Treppengeländer in der Berner Tracht, schwarzes Mieder, schneeweisse, breite, gestärkte Hemdärmel, die bis an die Ellenbogen reichten, um den Kopf eine breite Flechte, ein Gesicht, das selbst in dem halbdunklen Flur mich auf den ersten Blick bezauberte, große, reine, sehr edle Züge und stille, dunkle Augen, ein schlanker Hals auf einer stolzen Gestalt, die sich mit einer ganz eigenen, ruhigen Anmut bewegte. Sie erwiderte meinen Gruß nur mit einem stummen Kopfnicken und führte mich in mein schmales, einfensteriges Zimmer, wo ich mein Ränzel ablegte.“

Als sie dann das Bett bereitete und mir frisch Wasser brachte, stand ich nur immer und verfolgte jede ihrer Bewegungen. Hunger und Müdigkeit waren vergessen, ich hatte nur einen Wunsch, dies Gesicht in mein Büchlein zu zeichnen. Das sagte ich ihr endlich, und sie nahm es ohne einen Zug von geschmeichelster Eitelkeit hin, ging wieder, um erst noch draußen etwas zu verrichten, und kam dann, immer sehr still und wie abwesenden Geistes, wieder zu mir herein. Der letzte Tagesschein fiel in die Kammer, sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster, das schöne, gemmenhafte Profil gegen die Wipfel der Nussbäume draußen gekehrt, und ich sputete mich, die kurze, helle Zeit zu nützen. Dabei sprachen wir noch immer

nichts, sie blieb aber nicht ruhig, sondern wandte beständig das Gesicht nach mir um und sah mich an, bis ich endlich lachend aufstand, nachdem ich eine flüchtige Skizze zustande gebracht hatte, und sagte, ich wolle sie nun freigeben, die Nacht breche herein, ob sie das Bildchen anschauen wolle. Sie nickte wieder, warf einen Blick auf das Blatt und schlug dann ihre großen Augen voll zu mir auf. Im nächsten Augenblick hatten wir uns umfaßt und unsere Lippen ruhten aufeinander.

Es war das so gekommen, als müsse es sein, als hätte ein elementarer Zug uns einander in die Arme geführt und alle Fremdheit abgestreift" . . .

Dieses persönliche Erlebnis des neunzehnjährigen Bonner Studenten ist typisch für die gesamte Erzählungswelt des Dichters. Wie hier, ist es überall fast ein unvorhergesehenes plötzliches Zusammentreffen des Helden mit der Heldin, das die von Heyse mit großem Nachdruck als Bedeutendstes von Novelle und Roman proklamierte „Geschichte“ einleitet und bedingt. Das Liebespaar der trefflichen „Zwei Gefangenen“ begegnet sich im Theater, Edwin in den „Kindern der Welt“ findet seine Toinette in einer Theaterloge, Jansen im „Paradies“ seine Julie in der Pinakothek, der unbeholfene Student seine Lottka in einer unansehnlichen Konditorei, der Retter Trevisos seine Stickerin bei der Feier seines Einzuges, der Maler in den „Einsamen“ seine Schöne im Gebirge etc. Fast immer ist es ein stattlicher Mann mit stattlichem Bart à la Edwin, Jansen, Georg („Merlin“), Barbarossa, Felix, von nicht selten just 27 Jahren (Edwin, Felix, Georg), der auf diese Weise mit einem ebenso stattlichen, ebenso stolzen und ebenso vornehmen „Frauenzimmer“ — der Ausdruck findet sich bei Heyse außerordentlich häufig — zusammentrifft, um wie der Held obiger Erzählung von der glänzenden Erscheinung „auf den ersten Blick bezauert“ zu sein. Nur in den seltensten Fällen (Christiane in den „Kindern der Welt“, die häßliche Schwester Erminias im „Barbarossa“, die Heldin der „Zwei Gefangenen“, Angelika im „Paradies“) vermag es Heyse über sich, ein „unschönes“ Weib uns vorzuführen, und wenn er es tut, so versieht er es mit einer solchen Fülle „vornehmer“ Eigenschaften, daß es trotz seines Aussehens im Sturme unsere Sympathien erlangt. Meistens aber ist das Weib seiner Novellen und Romane gleich Erminia im „Barbarossa“ ebenso „schön gebaut“ als von „prachtvoller Büste“ und von einem Gesicht — „wie mit dem Meißel gemacht, die Augen groß und schön geschweift (zumeist dunkel oder schwarz, dann aber auch mit Vorliebe blau im Gegensatz zum schwarzen Haar), mit einem Blick — zugleich trozig und sanft“. Wer erinnerte sich bei dieser Charakteristik nicht mit Wonne der prächtigen Frauengestalten einer Arrabbiata, Annina, Toinette, Julie, Irene („Paradies“), Lottka, Victoire („Unvergeßbare Worte“), Lucile („Geteiltes Herz“), Stickerin von Treviso, Judith Stern, Genice („Mäde-

chen von Treppi“), Therese und Lucia („Die Einsamen“) usw.! Sie alle besitzen als Hauptcharakteristikum einen unnahbaren Stolz, an dem alle Bewerbungen ungestümer Liebhaber ohne Ausnahme scheitern, bis es dann endlich dem von einer „weisen Vorsehung“ Auserwählten gelingt, die eiserne Panzerung zu durchbrechen und das Eis des verschlossenen Mädchenherzens zum Schmelzen zu bringen.

Heyses Heldin ist fast durchgängig eine Kordelianatur, wie „Sirene“ im „Salamander“ „ganz das Meerweib, kühl und glatt“.

Wenn sie still im Sessel ruht,
Erscheint sie oft mir wie ein Bild von Erz,
Plötzlich erstarrt nach einer großen Glut,
Und denken muß ich: Hat sie auch ein Herz? . . .

Doch manchmal seh' ich, wie der Mund, der bleiche,
Sich durstig öffnet, stumm, als ob ihn lüste
Nach einer Kühlung, die er nie erreiche.
So atmet nur ein Mund, der heimlich küßte
Und eines letzten Kisses sel'ge Wut
Von bittern Tränen überströmt verbüßte. . . .

Der Held ist sofort überzeugt: Die Heldin quält ein Geheimnis, ein Vergangenes, das ihre Augen melancholisch überschattet (Toinette, Sirene: „Wie traurig und wie kalt sind ihre Augen!“ u. a.), und es verlangt ihn darnach, dieses Geheimnis zu lüften, das Vergangene zu erfahren, was ihm auch nach einiger Mühe und nachdem er oft genug heimlich und in stiller Nacht vor ihrem Fenster gestanden (Jansen, Maler, Hans in der reizenden „Annina“, Georg, der Held des „Salamanders“):

„Und schleiche, wenn die Nacht herniedersant,
Um helle Fenster, spähend, ob ein Schatten
Sich schon bewege hinterm Weingerank“)

gelingt. Doch glaubt er sich nun seinem Ziele näher — plötzlich findet er das Nest leer, den Vogel ausgeflogen (Toinette, Lottka, Christiane, Lea, die rote Zenz im „Paradiese“ sc.), um ihm erst nach einiger Zeit, meistens nur durch wunderbaren Zufall, wieder zu begegnen. . . .

„Fälle, die sich durch den Eigensinn der Umstände und Charaktere und eine durchaus nicht allgemein gültige Lösung der dramatischen Be-handlung entziehen, sittliche Zartheit oder Größe, die zu ihrem Verständnis der sorgfältigsten Einzelzüge bedarf, alles Einzige und Eigenartige, selbst Grillige und bis an die Grenze des Häflichen sich Verirrende ist von der Novelle dichterisch zu verwerten.“ Von dieser Einsicht, die er in seiner Novellentheorie zuerst modulierte, hat Heyse sein Leben lang nur allzu ausgiebigen Gebrauch gemacht. Der Zufall, wie das Eigenartige, Unerwartete, spielen in seiner Dichtung eine der entscheidensten Rollen, und es ist von einsichtsvollen Literarhistorikern vom Schlag eines Georg Bran-

des, Eduard Engels und Richard Moriz Meyers mit Recht gerügt worden, daß diese Dichtung nur allzusehr von Dichters Willkür lebe und zu meist eine ausreichende Motivierung vermissen lasse. Heyse selbst freilich sieht diese gerade in dem, was wir bei ihm anklagen: im Zufall. „Auch Sie“, meint der Held der „Unvergeßbaren Worte“ der Helden gegenüber, „haben gewiß gelesen, daß der Zufall aus einem echten Kunstwerk zu verbannen sei. Nun sehen Sie: Hierin liegt das Recht und das Verhängnis aller wahrhaft tragischen Helden: ihr innerer Adel in der armseligen Welt, die ihre Gesetze nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet hat, stürzt sie in hoffnungslose Kämpfe, wo sie von der Wucht der Alltäglichkeit erdrückt werden. Und zu dieser Verschwörung des Gemeinen gegen das Erhabene gehört die Rolle, die der Zufall so häufig spielt und darum berührt gerade sein Eingreifen so erschütternd, weil wir dadurch an die Mächte erinnert werden, die selbst die stärksten Seelen vergewaltigen, an das Richtige, Äußerliche, rein Tückische der Wirklichkeit, dem so oft das Ideale erliegt, — freilich ohne in seinem innern Glanz dadurch getrübt zu werden.“

Diese Auffassung des Zufalls entspricht ganz der Weltanschauung des Dichters, der alles Geschehene auf eben jene zitierten, allgewaltigen Schicksalsmächte zurückführt und von einem „vielberühmten freien Willen“ ebensowenig wissen will wie vom „trefflichen kategorischen Imperativ“, diesen „gepriesenen Spezifika gegen alle moralischen Fieberanfälle“, wie Edwin in den „Kindern der Welt“ sie spöttelnd nennt: „Was befahlen Sie, Herr Imperativ? Was sind Sie so frei zu wollen, Herr freier Wille?“ Nein, dieser kategorische Imperativ ist bloße Fiktion („Paradies“, p. 29), und alles ist Bestimmung, wie die rote Zenz ganz richtig sagt, „unentrinnbares Schicksal“ („Geteiltes Herz“, p. 22), dem keine seiner Personen zu entgehen vermag. Sträubt sich die Heysesche Helden auch noch so sehr gegen die Liebe — früher oder später wird ihr Widerstand schwinden, um einer rücksichtslosen Hingabe Platz zu machen. Denn wie Kierkegaard es nennt: Das Wesen des Weibes ist Hingabe, und der Widerstand ist nur deren einleitende Form. Wie sich der Dichter und die Berner Schöne in seinem zitierten Erlebnis einander hingeben, so alle Liebenden Heyses, alle aber, wie in unserm Beispiele, unvermittelt, plötzlich, „als hätte ein elementarer Zug uns einander in die Arme geführt und alle Fremdheit abgestreift“. . . . In plötzlicher Wandlung wirft sich schon die stolze und unnahbare Helden des Erstlings „L'Arrabbiata“ dem Geliebten an die Brust: „Nimm mich und behalte mich und mach mit mir, was du willst!“ Und Toinette in den „Kindern der Welt“ bestürmt den zögernen Helden: „Du bist da — und ich; die Welt darüber hinaus, die Menschen außer uns, alles, was du Schuld und Schicksal, Pflicht und Reue nennst — ich weiß nichts davon; ich weiß nur eins: daß du der einzige

Mensch bist, an dessen Brust mein rastloses Herz einen einzigen Augenblick seliger Ruhe gekostet hat, den es nun nie wieder kosten soll. — Und da steht er und philosophiert — und ich sterbe!“ . . . Nur unter äußerster Kraftanstrengung reißt Edwin sich los, um die ihn umstrickende Liebe zu fliehen, wie der Bonner Student die seine floh, als ihm die Bernerin, von Leidenschaft übermannt, an den Hals sank, bereit, ihm, ähnlich der roten Zenz, alles, alles zu geben, „was er wolle“, und wie Georg vor Esther, Lottka vor ihrem Liebhaber, Judith Stern vor ihrem Angestellten flieht. Allein Eros widersteht man nicht. „Tu es nur!“ ruft Toinette dem Fliehenden nach, „Du mußt erst erfahren haben, daß hier alles Sträuben nicht hilft, um, wenn du dich dann ergibst, ohne Murren, ohne Reue dich der Übermacht der Natur zu beugen“. Wie die meisten Heyse'schen Menschen, glaubt auch sie an die Übermacht der Natur und der Liebe, und erscheint diese und die von ihr gewollte Hingabe Christianen als das „wahre Glück“, indem sie den Menschen dazu befähigt, „sich hinzugeben, ohne sich zu verlieren, weil man sich wiederfindet in etwas besserem, als man selber ist, sich selbst zu vergessen in einem andern, ohne Gefahr, daß man sich dessen zu schämen hat, weil der andere in diesem Augenblick an nichts anderes denkt, als an eben das, was man selbst vergiszt“, so erblickt Toinette in ihr das eigentliche „Schicksal“: „O und die Leidenschaft — Sie nennen sie das Recht der Natur — ich nenne sie das Schicksal. Es wird lange brauchen, bis dieser Sturm, den dein Kuß in mir aufgewühlt hat, wieder zur Ruhe kommt. Siehst du nun, daß du keinen Grund hast, dich dieses Kisses zu schämen? Die Natur ist in ihr Recht getreten, das Schicksal hat seinen Willen gehabt — das ist nicht beschämend für sterbliche Menschen.“

Auf diese Weise kommt Heyse dazu, die rücksichtslose Hingabe, selbst in freier Ehe, zu protegieren. Seine Menschen handeln ja alle nach einem höheren Willen, nicht wie sie wollen, vielmehr wie sie sollen. — Wollen heißt wollen sollen, definiert Henrik Ibsen diese Art von auf einen endlichen Zustand der Eudämonie zusteuерnden Weltwillen in seiner gewaltigen Doppeltragödie „Kaiser und Galiläer“. Sie alle geben sich gleich dem zwischen zwei Liebesfeuern stehenden Helden der Novelle „Geteiltes Herz“ kaum die Mühe, über ihren Zustand nachzudenken. Sie stehn ihn aus, das ist alles, extragen ihn und folgen ihm, als „etwas, das ganz in der Ordnung, das vernünftig ist, weil es ist, ungehörig, weil es gegen unsere Landessitten verstößt, aber nichts weniger als unsittlich, da es niemand weh tut und sie nicht mit sich selbst entzweit, vielmehr ihr Inneres erst ganz ausfüllt“. Kürzer gesagt: die Heyse'schen Menschen folgen ganz und allein ihrer Natur, die sich ausleben will, wie die ihres Schöpfers, und die ebenso in diesem Ausleben ihre Lebensaufgabe erfüllt, ihr Glück erlangt. „Versagen schien Verrat, Gewähren Pflicht.“ Gestatten aber die üblichen Gesetze ein Gewähren nicht, so geht es auch ohne sie. „Ist denn

nicht innerlich alles zwischen uns im Reinen? Und nur, weil von außen allerlei Unreines und Feindseliges sich herandrängt, sollten wir uns nicht angehören? — Nein, mein Geliebtester, wir wollen uns nicht feige darein ergeben, daß wir in einer unvollkommenen Welt leben, wir wollen das Unsere tun, sie vollkommener zu machen, wenigstens auf dem Stückchen Erde, auf dem unsere Hütte steht. . . .“

Also spricht ein „Ehefanatiker“, der Gatte einer von ihm vergötterten Frau, der Vater heißgeliebter Kinder, spricht der „verbohrte Idealist“ und „veraltete“ Dichter Heyse, derselbe Heyse, dessen Lottka ihre Hingabe mit dem Tode führt, dessen Georg vor lauter Gewissensbissen über seinen Ehebruch wahnsinnig wird, dessen Felix eines einzigen Vergehens gegen seine Natur wegen die bittersten Leiden zu erdulden hat, dessen Gatten den Verlust ihrer Lebensgefährten nur unter Einbuße an Lebensintensität und — Kraft ertragen! Wahrlich: Einen umfassenderen, humaneren Standpunkt dürften auch jene „Modernen“ nicht aufweisen, die mit einem verächtlichen Nasenrumpfen auf die so isoliert dastehende Produktion eines noch in voller Schönheit und Kraft unter uns weilenden „Idealisten“ herabblicken zu müssen vermeinen, um ihn, der es so hartnäckig verschmähte, von der hohen Warte seiner Kunstananschauung zu ihnen und den von ihnen proklamierten dumpfen und häßlichen Niederungen des Lebens, die er doch auch kannte, herabzusteigen, mit ähnlichen Schmähungen zu bewerfen, wie die bunte „moderne Gesellschaft“ den Helden seines prächtigen „Letzten Centauren“. Und doch:

„Wie schön ist nicht dieser Centaur in seiner stolzen Kraft durch den Rest altgriechischen Blutes in seinen Adern! Wie muß der Arme nicht für jenen Überrest aus altheidnischer Zeit leiden, der in ihm auferstanden ist und welcher, nachdem er ein paar tausend Jahre eingefroren war, erst jetzt in unseren Tagen, als die Gletscher zu schmelzen beginnen, erwacht ist und sich an das Tageslicht hervorwagt“, gleich Georg, Felix und Jansen um Hunderte von Jahren zu spät, um von der „kleinlichen modernen Gesellschaft“ gebührend gewürdigt zu werden. „Du weißt, daß ich stets eine gute Meinung von deinem Talent gehabt und dich für einen Dichter gehalten habe, der nur leider um hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen ist“, schreibt im „Merlin“ der Vater — in mehr als einer Beziehung eine Kopie des Philologen Heyse — an seinen Sohn, und ähnlich bemerkt im „Paradiese“ Julie in bezug auf Felix und Jansen: „Ihr seid beide zu spät in die Welt gekommen, beide wandelnde Anachronismen. Seine (Felix') Tatkraft und Ihre (Jansens) Künstlerschaft, lieber Freund, finden heute nicht mehr den Boden und die Lust, die ihnen heilsam wären und die sie verdienten. Wenn ich mich hier umsehe, Liebster, mir sage: Wo ist nun das Volk, der Fürst, das Jahrhundert, diese Kraft zu würdigen, diesem schöpferischen Geist Aufgaben, Lohn, Ehre und Bewunderung

entgegenzubringen — Sonette an die Tür seiner Werkstatt zu hesten — Spalier zu bilden, wenn er durch die Menge schreitet, wie man es von den Alten liest, den Großen unter der Herrschaft großer Päpste und prachtliebender Fürsten — o mein liebster Freund, blutige Tränen könnt' ich weinen, wenn ich denke, wie du nun statt dessen hinlebst, nur von einem Häuflein guter Freunde und begeisterter Schüler erkannt, in den öffentlichen Blättern die Ziellscheibe stumpfsinniger Bosheit oder blinden Unverständes!“ . . .

Weder Enttäuschungen noch Undank und Bosheit haben es jemals vermocht, unsern Dichter von seinem Wege abzubringen. „Es gibt nur eine Vornehmheit: sich selber treu zu bleiben.“ Gleich Ibsen, Hans Thoma und andern Großen der Kunst hat auch er diesen Wahlspruch hochgehalten, in welchem Maße, dafür zeugt seine gesamte Produktion. „Gemeine Menschen lehren sich an das, was die Leute sagen, und bitten andere um Auskunft darüber, wie sie selbst eigentlich sein sollen. Wer Adel in sich hat, lebt und stirbt von seinen eigenen Gnaden und ist also souverän. Alles andere sind armselige Quälereien, die böse, alltägliche Menschen erfunden haben, um auch ihren gutmütigen Nebenmenschen das Leben möglichst sauer zu machen. Wer sich's gefallen lässt, dem geschieht recht. Man kann steinalt dabei werden und hat eigentlich nie gelebt*).“ . . .



Ein Kunstatalog.**)

Von Dr. Johannes Widmer.

Ungleich haben unsere Städte und Dörfer den dreißigjährigen Krieg um die Schönheit bestanden, der um 1870 anhub, zwanzig Jahre lang uneingeschränkt tobte, und erst jetzt an Widerstand gerät. Die einen haben sich ergeben, ich will sie nicht mit Namen nennen, sie sind zahlreich genug. Manche haben an der Baukunst der Väter so lange herumbeschritten, bis sie zu Portikus und Spitzturm und allen unechten Materialien reif war. Selten sind die, die es verstanden haben, ihren Teil aus dem Strom des Gedeihens herauszuholen und doch sie selbst zu bleiben. Eine

*) Kinder der Welt, I, 257.

**) Er weist 537 Nummern auf; dazu kommen noch Spezialsammlungen von Bedeutung.